



Volksleben im Spessart¹⁾.

Von Guido Hartmann.

Nur im Verborgenen, ohne die Farbe und den Schmuck, die heute noch in südbayrischen Gauen festliche Anlässe mit malerischem Gepränge zieren, kommt selten und scheu die Bätersitte zu Ehren. Wo der Bauer und der Walddarbeiter das Dorf besiedeln und die Geschaftigkeit vorwiegend ist, sind auch die alten Bräuche nicht ganz erloschen. Fragend wandernd und behutsam forschend, konnte ich manche Überlieferung sammeln, die der Spessarter noch bewahrt, wenn auch die reichere und schönere ursprüngliche Form verloren gegangen ist.

Bei jedem kirchlichen und weltlichen Feste fand der urwüchsige Drang des Volkes nicht allein in den durch die Obrigkeit festgelegten Formen Genüge, er suchte vielmehr seinen eigenen Froh- und Trauerstimmungen ungeschminkten Lauf zu lassen.

Des Jahres Wende lädt zu beschaulichem Besinnen ein. In manchen Dörfern (Rück, Neuhütten Röllbach) ziehen Musikkapellen umher und heimsen für ihre lustigen oder feierlichen Weisen, die sie vor den Häusern der Honoratioren, vor einsamen Mühlen und Gehöften anstimmen, klingenden Lohn ein. In Neuhütten üben die Burschen für den Sylvester- oder Neujahrsabend die sogenannte „Fuldermusik“. Mit Gießkannen, Kropfdeckeln, alten Schellen und vielleicht einer Zieh- oder Mundharmonika wandert die absonderliche Kapelle umher, um ihren Neujahrswünschen wuchtigen musikalischen Nachdruck zu verleihen. Mit Vorliebe sucht die fröhliche Schar die Wohnung heiratsfähiger Mädchen auf. Meist ernten die Musikanten für ihre Glückwünsche Belohnungen.

Ein frommer Brauch, der wohl in wenigen Jahren erloschen sein wird, ist das „Neujahresbacken“. Aus dem Wein, der am Fest des hl. Johannes geweiht wurde, und Mehl werden kleine, fast viereckige Kücklein hergestellt. Am Neujahrs-morgen müssen die Familienmitglieder drei Gebäckstücke essen. Sogar unter das Futter des Bieches werden die Bäckereien gemischt.

¹⁾ Es sei auch an dieser Stelle empfehlend auf das Werk „Aus dem Spessart. Kultur- und Heimatbilder von Guido Hartmann (Verlag von Gebr. Knauer in Frankfurt a. M., 2. Aufl., 1911)“ hingewiesen, dessen bleibender literarischer Wert in den zahlreichen warmen Anerkennungen der Kritik wiederholt hervorgehoben wurde.

Schon lange ist der schöne Brauch, am Dreikönigstage in phantastischem Aufpuze das Wunder im Stalle Bethlehem auf volkstümliche Art zu feiern, verschwunden. Alte Leute erinnern sich seiner. Merkwürdigerweise taucht er jetzt noch in Aschaffenburg auf, während er rings im Landbezirke in Vergessenheit geriet. Mag manche Ausschreitung die Freude an dem frommen Sprüchlein der naiven Mimen verdorben haben, so hätte doch nicht die Polizeigewalt die Aussrottung mit Stumpf und Stiel betreiben sollen. Nur ein Bruchstück des Verses, den die wackeren Könige aus dem Spessartlande vortrugen, ist mir zugängig gewesen. Er läßt vielleicht in seinem echt volkstümlichen Ton auf mittelalterlichen Ursprung schließen:

„Die heiligen Dreikönig mit ihrem Stern,
Sie kommen daher und suchen den Herrn.
Sie kommen daher aus Morgenland,
Der Weg ist ihnen wohlbekannt.
Sie kommen vor Herodes Haus,
Herodes schaut zum Fenster heraus.
Herodes reich mir deine rechte Hand.
Meine rechte Hand die reich' ich dir nicht,
Du bist ein Ritter ich trau' dir nicht.
Du bist ein Ritter aus Mohrenland,
Die Sonne hat dich ganz schwarz gebrannt.“

Am Dreikönigstag werden in einzelnen Ortschaften jetzt noch Kuchen durch das Lottospiel ausgelost. Burschen und Männer würfeln um den Einsatz, bis er ausgespielt ist. Früher bekamen jene Mädchen Kuchen, die einen Schatz hatten. Sie wurden bei diesem Anlaß von den andern mit Peitschenknallen verulkt. Das Peitschenknallen an diesem Tage wird jetzt noch geübt, ohne daß die Dorfjugend seine Bedeutung kennt.

In dem Dorfe Neuhütten im Hochspessart befinden malerische alte Häusergruppen den fest am Alten hängenden Sinn dieser Kernbauern; gläubige und zähe Art wurzelt in den Leuten. Ertragreiches Feld und die dadurch geförderte Viehzucht haben den Wohlstand und die Sehhaftigkeit der Gemeinde begünstigt. Das kernige Völklein wußte sich einen Brauch zu bewahren, der sonst nirgends mehr im Spessart auftritt.

Am Faschingsdienstag in der Frühe eilen Kinder von Haus zu Haus mit dem Ruf: „Stroh raus! Stroh raus!“ Wenn ihr Vorrat an Strohbürden nicht groß genug erscheint, wiederholen sie ihren Sammelruf: „Stroh raus, es langt noch nit!“ Dann verbringen sie ihre Lasten auf den höchsten freien Berg im Osten des Dorfes. Ein Teil der Garben wird um ein eisenbeschlagenes Rad gewickelt, das durch eine quer durchgeschobene lange Stange lenkbar ist. Über das Strohrad werden kunstvoll die übrigen Bürden geschichtet. Bei einbrechender Dunkelheit wird es auf der Höhe lebendig. Lichter tauchen auf und verschwinden. Plötzlich knistert ein sprühende, raketenähnliche Feuergarbe empor. Die Lichter scharen sich allmählich im Halbkreis um den Flammenherd, der aus einem Reisighaufen dringt. Die Dunkelheit senkt ihre Schatten tiefer. Da ertönen drei

Schüsse aus der Ferne. Feuer fällt in das Strohrad. Und nun rollt die Flammen-sonne majestätisch zu Tal. Tanzende Irrlichter, funkelnde Sterne begleiten sie in neckischem Reigen. Das Feuerrad versinkt am Fuße des Berges, die zusammen-geworfenen Fackeln schlagen zur letzten Höhe auf. Die Sterne und Irrlichter haben sich in natürliche, brennende Reisigbesen schwingende Menschenkinder ver-wandelt. Mit hellen Kehlen stimmt der Geisterchor das alte Soldatenlied an: „Die Sonne steht im Westen.“ Die Menschengruppen, die das schöne und tief-sinnige Schauspiel schweigend und fast andachtsvoll betrachtet haben, strömen zum Dorfe zurück.

Eine Überlieferung deutet den Brauch dahin, daß das Feuer- oder Faselrad Menschen, Vieh und Flur im Umkreise vor verheerenden Blitzschlägen bewahren soll, soweit sein Licht sichtbar war. Als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die alte Gepflogenheit vernachlässigt worden war, wurde eine Frau auf dem Felde vom Blitze erschlagen. Daraufhin nahm die Gemeinde die geheiligte Überlieferung wieder auf.

Sicher ist jedoch das Feuerrad der symbolische Gruß an die wiederkehrende Sonne, unter deren erlösendem Strahl die bösen Wintergewalten weichen müssen. Die Deutung des Brauches als Blitzsegeln ist irrig, sie ist wohl erst in den letzten Jahrzehnten entstanden.

In Stadtprozelten, Breitenbrunn und Mondfeld im Mainspessart wird der grimme Winter begraben, wenn das erste Frühlingsähnchen in die Berge und Täler dringt. Drei Wochen vor dem Ostersonntag sammeln sich Knaben und Mädchen zu wohlgeordneten Reihen und folgen einer vorangetragenen riesengroßen, schwarzgekleideten Strohfigur, die auf der häßlichen Kopfmaske den mit einem grünen Zweig aufgeputzten Zylinderhut trägt. Dabei singt die muntere Schar unaufhörlich den frischen, rhythmischen Reim:

„Heio, Totemo,

Des Jahr kriege mer a bessers Jahr.“

Nach Beendigung des Umzuges wird der Heio verbrannt und seine Asche in den Main gestreut. In früheren Jahren ertränkte man den Totemo im Main, bis ein polizeilicher Machspruch dem glücklich entdeckten Unfug Einhalt gebot.

Link erwähnt („Das Peter und Alexanderstift zu Aschaffenburg.“ Würzburg 1875.) noch andere Verse, die aber in der Zwischenzeit verloren gingen. Ihr Verlust kündet wohl das allmähliche Aussterben des fröhlichen Brauches an. Nach Link lautete der frühere Text:

„Heijo, Heijo, Totemo,

Übers Jahr kriege mer e bessers Jahr.“

„Heijo, Heijo, Summertog.

Der Winter ist ein schlimmer Mann,

Er hat e rechts Paar Stiefel an.“

Nach dem Begräbnis des Strohmannes singen die heimziehenden Kinder:

„Mer hewwe de Todte nausgetroge,

Naus ins lange Judehäus.

Heut über drei Wuche

Bäcke die Bauern Kuche.“

Wie einst wird aber heute noch die wackere Schar, deren Jubel den Frühling meldet, mit Obst, Gebäck und Süßigkeiten, die aus allen Häusern gespendet werden, belohnt. In den mitgenommenen Säcken verschwindet die wohlverdiente Kriegsbeute. Gerade Link, der den Irrtum vertritt, daß es sich um einen durch die Pest entstandenen Brauch handle, führt selbst einen alten Mann als Zeugen dafür an, daß der Heijo den Winter darstelle.

In Faulbach ziehen am gleichen Tage die Kinder im Orte umher, um Stroh und Kleidungsstücke zur Erschaffung des Heijo und seiner Frau zu sammeln. Je nach Bedarf ertönt der Ruf: „Stroh raus!“, „Hose raus!“, „Stiefel raus!“ bis die ganze Ausrüstung des Heijo, zu der sogar Mantel, Schirm und Tabakspfeife gehören, zusammengetragen ist. Die Frau des Heijo wird mit einem Sommerhut und Sonnenschirm ausstaffiert. Der Heijo und seine Frau treffen sich, von entgegengesetzten Richtungen kommend, in der Mitte des Dorfes an einer Brücke. Dort küssen sie sich lange. Die Kinderschar, die das Heisopaar zur Verbrennungsstätte am Main geleitet, singt den Vers:

„Heijo, Summertag,
Der Winter ist ein schlimmer Mo,
Hat a recht Paar Stiefel o.
Heijo Summertag,
Heut über drei Wuche
Bäcke die Bauern Kuche.
Heijo Summertag,
Aus 'em Bratebrunner (Breitenbrunner) Hertehaus
Hange die Lumpe minanner raus.
Heijo Summertag.“

Dann eilen die Kinder zurück, um Huzel, Nüsse und Zwetschgen als Lohn zu empfangen. Der Bub und das Mädchen, die bei dem Wettlauf die letzten geblieben sind, werden als „Trummelsvater“ und „Trummelsmutter“ verspottet.

In alten, heidnischen Überlieferungen wurzelt wohl auch die Sitte, daß in der Nacht vom 30. April auf 1. Mai 3 Kreuze mit Kreide an die Türen und Tore angebracht wurden. Man hoffte durch diese Zeichen die Hexen, die in der Walberanacht sich zu ihren Tänzen an den Kreuzwegen sammelten. Der Rauch des Feuers im Herde hinderte das Eindringen der unholden Geister durch die Kamine.

Mit Klappern und Rasseln ersezten die Knaben an den Kartagen die verstummierten Kirchenglocken und Orgeln. Mit ihren Lärminstrumenten durchziehen sie die Ortsstraßen (um 6 Uhr morgens, 12 Uhr mittags und 6 Uhr abends), indem sie vor einzelnen Häusern den Vers anstimmen:

„Wir laden euch zur Kirche ein,
Dies soll das erste (zweite, dritte) Zeichen sein.“

Am Karfreitag ziehen in frühen Morgenstunden in manchen Dörfern des südlichen Spessarts junge Mädchen durch die Gassen und lassen herzerhebende alte Marienlieder erschallen. Sie sammeln als Lohn für den frommen Sang die ihnen gerne verabreichten Eier.

Das einzige Spessartdorf, in dem sich noch das Johannisfeuer erhalten hat, ist Rück im Elsavatal. Gegenwärtig wird, nachdem die kirchliche Feier des Johannistages auf den dem 24. Juni folgenden Sonntag verlegt ist, auch das weltliche Fest an diesem Tage begangen. Am Abend sammelt sich auf einer beherrschenden, waldfreien Anhöhe, die Dorffugend, um einen mächtigen Holzstoß aus Tannenreisig aufzuschichten. Wenn die Dämmerung das Tageslicht verdrängt hat, wird der Brand in den Holzturm geworfen. Eine mächtig aufflodernde Feuerfáule belebt weithin die Runde und verkündet den harrenden Talbewohnern, daß die letzte Erinnerung an eine alte Väterstite immer noch nicht ganz erstorben ist. Die Knaben singen während der einfachen, aber stimmungsvollen Feier ein Kirchenlied zu Ehren des hl. Johannes.

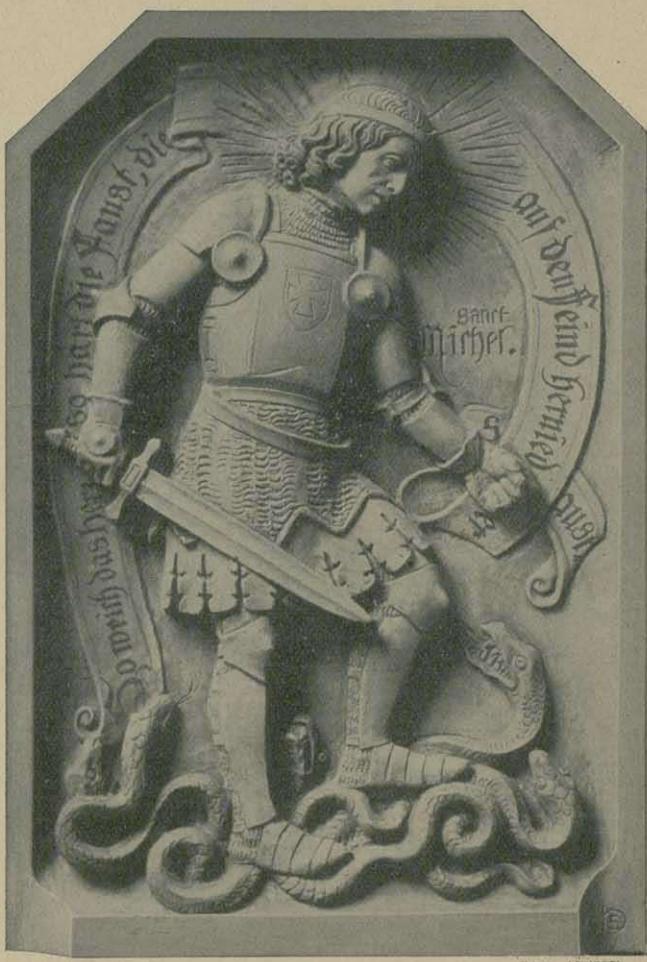
Manche frohe Szene belebt das Kirchweihfest. Mit Sang und buntem Aufputz zieht das junge Volk unter Marschmusik und gerüstet mit Besen, Beil, Metermaß und sonstigen, abenteuerlichen Waffen zum Dorf hinaus, um die „Kerb“ zu holen. Am Kirchweihsamstag war nämlich nachts um 2 Uhr eine Flasche Wein auf einer Wiese vergraben worden. Es gilt nun, den Schatz zu suchen. Das geschieht mit viel Wichtigkeit und Umständlichkeit; drolliger Ulk begleitet das Ausmessen des Grundstückes, bis endlich der Fundgegenstand durch List und Beschwörungskünste hervorgezaubert ist. Wenn dann die letzte Kerbstunde geschlagen hat, verlassen die Tapfersten der Sehhaften mit dem lauten Jammerruf: „Mei gute Kerb is fort!“ und ähnlichen, auch derberen Gefühlsausbrüchen das Wirtshaus.

Auch der hübsche Brauch des Hammelstanzen spielt noch manchmal am Kirchweihstage seine belebende und ergötzende Rolle. Die jungen Burschen haben gemeinsam ein Schaf gekauft und ziehen mit dem festlich geschmückten Opfer auf eine dem Dorfe nahegelegene Wiese. Mädchen und Burschen umtanzen im Kreise unter Musikbegleitung einen Stab, auf dem ein brennendes Licht befestigt ist. Das Opferlamm fällt als Siegespreis jenem Paare zu, bei welchem im Vorbeitanzen das Licht erlischt. In manchen Orten müssen die Sieger den Hammel zum Mahle richten. Unter Jauchzen, Gesang und Marschmusik zieht die frohe Schar zum Dorfe zurück. Der Hammelsschmaus bildet den Beschluß des heiteren Festes.

Die Hochzeitsbräuche sind zumeist in der Dürftigkeit und Gleichmacherei unseres Zeitempfindens untergegangen; von all den natürlichen Auferungen ungestümtelten Schmuckbedürfnisses, naiver Treuherzigkeit, frommen Glaubens und altwäterlicher Ceremonien sind kaum einige Reste sichtbar geblieben.

Acht Tage vor der Hochzeit ergeht die Einladung an die Gäste. Es gilt als kränkende Zurücksetzung, wenn sie später erfolgt. Am Vorabend des Festes lädt die Braut nochmals unter Überreichung eines Rosmarinzweiges mit roten Bandschleifen ein. Die Einladung wird dadurch wiederholt und bekräftigt. Am Hochzeitstage tragen Braut, Bräutigam und die Trauzeugen Rosmarinzweige, die mit Bändern geziert sind. Die Braut legt nebst einer Opfergabe einen Zweig, den ein weißes gesticktes Tuch und rote Bänder schmücken, auf den Altar. In

der Art der Geleitsordnung des Hochzeitszuges lässt sich noch die Überlieferung erkennen. In vielen Gemeinden wird die Braut nicht von ihrem zukünftigen Manne, sondern von zwei jungen Burschen geleitet, von denen in manchen Gegenden der rechte durch eine rote Schnur, der linke durch eine blaue gekennzeichnet ist. Dem Bräutigam zur Seite gehen die Brautführer. In der Kirche



Heinz Schießl. St. Michael.

Das Bild ist u. a. im Verlag „Frankenland“ als Kriegspostkarte Nr. 9 in feinstem Mattkunstdruck erschienen.

knieit die Braut nicht neben dem Bräutigam, sondern zwischen den jungen Mädchen. Zum Altar geben die Brautführer der Braut das Geleite. Die gleiche Ordnung wird auch beim Verlassen der Kirche eingehalten. Im südlichen Spessartgau, in der alten, reichen Wertheimer Grafschaft, gebrauchen die Hochzeitslader zur Ladung, die immer 8 Tage vor der am Dienstag stattfindenden Hochzeit erfolgt, den Stock mit silbernem Knopf. Festlicher gestaltet sich in dieser Gegend die Feier

dadurch, daß nach dem Mahle dem Brautpaar der erste, Brautführern und Brautmädchen der zweite, den übrigen Gästen der dritte Tanz in der geschmückten Tenne zugestanden ist.

Nur selten zieren wie ehedem Bänder und Guirlanden den Brautwagen und das Gespann, wenn der Hausrat in die neue Heimstätte überführt wird.



Heinz Schiestl. St. Jörg.

Das Bild ist u. a. im Verlag „Frankenland“ als Kriegspostkarte Nr. 10 in feinstem Mattkunstdruck erschienen.

Auch die sinnige Sitte, daß Braut und Bräutigam aus gemeinsamem Teller aßen, ist nicht mehr gang und gäbe. Fast im ganzen Spessart dagegen belustigt noch heute das Pantoffelstehlen beim Brautgelage die Festgäste. Während des Festmahles werden der Braut die Schuhe von den Füßen gestohlen. Erst durch ein Lösegeld oder Geschenke werden sie wieder zurückgegeben.

In den weltenlegenen Dörfern des Südspessarts zog noch vor zwei Jahr-

zehnten die Braut an einem Freitag bei zunehmendem Monde mit ihrem Brautwagen in das zukünftige Heim. Freya, die Göttin des häuslichen Glückes und der Ehe, segnete den Bund an dem ihr geweihten Tag. Wie der Mond zunahm, so sollte der Wohlstand des Hauses wachsen. Die Braut kehrte an dem gleichen Tage wieder in das elterliche Heim zurück und verblieb dort bis zur Hochzeitsfeier. Die dem Trauakte folgende Nacht verbrachte sie abermals im Elternhause. Erst auf diesem Umweg konnte sie dauernd in das Haus ihres Gatten einziehen. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Deutung richtig ist, daß diese sogenannte „Sarnacht“ ihren Ursprung in der biblischen Überlieferung hat, daß Sarah, Abrahams Frau, nach der Vermählung noch 3 Tage im Elternhause verweilte.

Ein vielleicht unscheinbarer, aber doch für die Dürftigkeit und Armutlichkeit der Verhältnisse bezeichnender Zug tritt bei familiären Festen hervor. Wenn z. B. die Einladungen zur Mezelsuppe ergehen, dann hat jeder der geladenen Freunde und Nachbarn die Pflicht, sein eigenes Eßgeräte mitzubringen.

Rührend ist der noch manchmal sich geltend machende Drang, die im Sterbehause aufgebahrten Toten zu betreuen. Freunde, Verwandte und Nachbarn wechseln in der Totenwache. Die Wächter werden durch Kaffee und Schnaps ermuntert und entlohnt.

Als in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts und in den Jahren 1660 und 1668 das Schreckensgespenst der Pest Entsezen und Vernichtung unter den Spessartbewohnern verbreitete, suchten die bedrängten Bewohner sich durch fromme Gelübde die Hülfe des Himmels zu sichern. Der Hellfeiertag in Damm bei Aschaffenburg ist ein heute noch gehaltener Gelöbnistag an die grauenhafte Herrschaft der unheimlichen Seuche. Der letzte Freitag im September wird durch Arbeitseinstellung und Gottesdienst wie ein Sonntag gefeiert. Ein strenger Fasttag zeigt den Ernst dieses Tages an. Nur Kuchen, Brot, Butter oder Käse dürfen als Mittags- und Abendmahlzeit genossen werden, kein Feuer darf im Herde brennen.

Wie viel Zartes und Tiefes, das dem Volksempfinden entsproß und sich in den Bräuchen wiederspiegelte, mag unerforschbar im Zeitenstrom untergegangen sein! Unsere innige Sorge müßte es werden, einen Damm gegen die vernichtenden Fluten der Stadtkultur zu errichten. Noch können wir geheiligen Besitz bewahren und die Volksseele vor Nüchternheit, Verflachung und Nachahmungssucht retten. Die städtischen Lebensformen werden sich immer von den ländlichen unterscheiden. Was aber sollen wir unsren Bauern als Ersatz bieten, wenn wir ihnen den Glauben an die uralte Kraft und Schönheit ihres Seelen- und Fantasielebens nehmen? Sollen Grammophon und Kino ersetzen, was an lebendiger Frohlaune, an derbem Mutterwitz, an ungebrochener Sinnenfreude, an Innigkeit und Naivität des Empfindens verloren geht? Das unverfälschte Bild der Schöpfung ist der göttliche Inbegriff des Schönen. Mögen Menschenhand und Geist die Formen der Natur veredelnd und gestaltend gemeistert haben, nie werden die kunstvollsten Schöpfungen die Schönheit des Ursprünglichen übertreffen. In dem naiven Volks-

leben, das dem unerschöpflichen Reichtum spendenden Urwald gleicht, wurzeln die echtesten und wertvollsten Triebe der Menschenseele. Neue Kraft und Saat wird immer in diesem ewigen Jungbrunnen verborgen sein.



Eine Wandlung im Urteil über Hochäcker.

Von

August Sieghardt.



Die Hochäckerfrage regt wieder einmal (wie oft seit 80 Jahren?) die Gemüter südbayerischer Urgeschichtsforscher mächtig auf. Auf der einen Seite wird der deutsche Ursprung dieser Ackerbauweise betont, besonders von dem Konservator am Generalkonservatorium für Kunstdenkmäler und Altertümer in München, Dr. Paul Reinecke, und dem Herausgeber der „Deutschen Gau“e“, Kurat Frank in Kaufbeuren; auf der anderen Seite wird der in letzter Zeit von Archäologen eingenommene Standpunkt mit aller Kraft verteidigt. Die Hochäcker gehören dem Latènevolk an, wurden von diesem Volk unter den Römern und nach Abzug der Römer weiter gebaut, sie sind das Produkt eines gemeinsamen Feldbaues oder die Feldanlagen römischer Großgrundbesitzer und Getreidelieferanten. Dieser Standpunkt wurde durch Oberstudienrat Professor Dr. Ohlenschläger und Oberamtsrichter Dr. Weber vertreten.

Wenn ich an dieser Stelle und bei der gebotenen Kürze über diese Auseinandersetzungen berichte, so geschieht es, weil die wissenschaftliche Frage an einem Wendepunkt angelangt scheint, der von großer Bedeutung für die Wirtschafts- und Kulturgechichte wäre.

Es ist bereits vor sechs Jahren in den Zeitungen der Arbeiten Franks an der sogenannten Konsularstraße Augsburg-Salzburg Erwähnung geschehen; diese Arbeiten bestanden in Nivellements und Vermessungen, welche die Behauptung eines württembergischen Lehrers prüfen sollten, daß das Segment Grünwald-Helfendorf an mehreren Stellen unter Hochäckern liege. Die Untersuchung ergab, daß dies auch tatsächlich der Fall war.

Aber die daraus gezogene Schluzfolgerung, daß nun die Hochäcker nicht mehr in die römische Zeit verlegt werden dürfen, fand bei den Vertretern der vordeutschen Hochäcker lebhaften Widerspruch: Das unter den Römern